

Epiphanius-Empfang
06. Januar 2012

-Es gilt das gesprochene Wort-

Verehrter Herr Landtagspräsident Dinkla,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident McAllister,
sehr geehrte Damen und Herren!

Wir begehen an diesem Tag die Erinnerung an die „Heiligen drei Könige“. Mit all ihrem Prunk und dem großen Gefolge kamen sie in eine Stadt zum großen Empfang. Sie suchten eine Hütte mit Stern. Sie hatten diesem Zeichen am Himmel vertraut, wie Jesaja es vorausgesagt hatte: „Und die Heiden werden zu deinem Lichte ziehen und die Könige zum Glanz, der über dir aufgeht... Sie werden aus Saba alle kommen, Gold, Weihrauch bringen und des Herrn Lob verkünden.“ So wird es mit wenigen Sätzen im Matthäusevangelium beschrieben. Es war eine sonderbare Reise. Denn an diesem Tag, als die Magier Jerusalem erreichen, entsteht eine eigentümliche Begegnung. Da treffen Astronomen oder Astrologen -damals war das noch das Gleiche- mit Schriftgelehrten zusammen. Vom Osten her kamen die Weisen, griechisch: Magoi. Sie waren der Überlieferung nach Heiden. Ihre Aufmerksamkeit war dem Sternenhimmel zugewandt, der sie nach Jerusalem führte. Gesehen hatten sie einen Stern, der einen König ankündigte. So erzählten sie es den überraschten Menschen und eben auch Herodes. Als der von den Magiern erfuhr, um was es sich handelte, ließ er seine Hohepriester und Schriftgelehrten zusammen kommen und fragte, wo dieser König geboren werden solle. Und so kamen die um den Tempel gescharten Grammateis, die Schriftgelehrten zusammen und lasen, was in ihren Büchern stand. Und sie fanden den Ort Bethlehem.

Man kann mit einem Schmunzeln sagen, dass der Epiphanius-Empfang hier in Loccum jedes Jahr regelmäßig mit den Notabeln des Landes die Magoi und Grammateis zusammenruft. Nicht per Stern, sondern mit einer Einladungskarte und aus alter Tradition. Nun könnte man spekulieren, ob der Ministerpräsident und die Politiker oder vielleicht die Wirtschaftsfachleute und Medienvertreter insgesamt eher die Zauberer seien, also die säkularen Weltkenner und -weisen, oder eher die Theologen oder gar der Landesbischof. Aber vermutlich sind wir die

Schriftgelehrten. Und man kann neugierig an einem solchen Tag schauen: welchen Zeichen laufen wir eigentlich hinterher, wenn es um die Zukunft geht? Prognosen, Trendforschern, Legislaturperioden? Und in welchen Schriften lesen wir nach, wenn wir die Erfüllung prophetischer Weissagungen suchen? In der Bibel, in Parteiprogrammen, in Tageszeitungen oder in Aktienkursen?

Manchmal wundere ich mich über die Gewissheit der säkularen Magier und über ihre Sicherheit, mit der sie die Zeichen der Zeit deuten und die Zukunft der Welt vorhersagen. Gerade angesichts der Ereignisse der vergangenen Jahre lässt mich diese Sicherheit nur staunen. Als wüssten sie immer genau, wo der Stern stehen bleiben würde. Es lässt sich manchmal nur schwer skizzieren, ob politische, geistliche oder wirtschaftliche Weisheiten als Richtungsgeber funktionieren und welchen Zeichen wir eigentlich folgen. Doch wichtig für die biblische Geschichte ist: Sie brauchten sich gegenseitig, die Magier und die Schriftgelehrten. Die Grammateis hätten die Ankunft des Heilands ohne die heidnischen Magier aus dem Osten glatt verpasst und die Magier wären in Jerusalem stecken geblieben und hätten Bethlehem nie gefunden. Erst gemeinsam finden sie die richtige Spur zum richtigen Zeitpunkt. Zugespitzt kann man sagen: Weltwissen, also Vernunft und Glaube dienen nur zusammen einer guten Zukunft. Ein Weltwissen, das nicht durch den Glauben aufgeklärt ist, bleibt unerfahren, weil es sich keine Rechenschaft über seine Grenzen ablegt. Und ein nicht durch die Vernunft aufgehellter Glaube trägt die Gefahr in sich, fundamentalistisch und gewalttätig zu werden.

Dabei müssen wir zuerst einmal eingestehen, dass wir als Magier und Schriftgelehrte beide immer Glaubende sind. Ohne Glauben könnten wir gar nicht leben. Unsere moderne Wissens- und Informationsgesellschaft führt dazu, dass wir im Blick auf das Wissen, also auch das politische oder wirtschaftliche Wissen, aus der zweiten oder ‚wievielten‘ Hand leben. Bei entscheidenden Dingen, die unseren unmittelbaren Lebens- und Kompetenzbereich überschreiten - und dieser Bereich wird von Tag zu Tag größer - bleibt Politikern wie Theologen nichts anderes übrig, als an das Wissen oder die Weissagungen der anderen zu glauben. In den meisten Angelegenheiten sind wir also alle dazu verurteilt, gläubige Mitwisser zu sein. In den entscheidenden Lebensfragen bleiben wir zumeist mit unserem gesamten Weltwissen mehr oder weniger Unkundige. So beschreibt übrigens auch der Dichter Manfred Hausmann die weisen Magier, die neugierig im Stall ankommen und auf das Kind schauen:



„Wir haben anders dich geglaubt,
nun treten wir ins Dunkel,
und heben ab von unserm Haupt
der Kronen Goldgefunkel
Das Wissen von der bunten Welt,
vom Meer und seinen Häfen,
von Mond und Stern am Himmelszelt,
wir streifen's von den Schläfen.“

Nur mit dem Weltwissen kommen wir genauso wenig voran wie allein beim Lesen in den Heiligen Schriften.

Als jemand mit dem Blick auf die Schriften möchte ich nun nur einen Satz betrachten, den die Evangelische Kirchen über dieses Jahr stellt.

**„Lass dir an meiner Gnade genügen,
denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“**

2. Kor 12,9

Das ist der Vers der Jahreslosung, die aus dem zweiten Korintherbrief stammt.

Man kann diesen Satz umfangreich theologisch deuten. Ich möchte nur bei einem Begriff bleiben, bei der Gnade.

Manchmal, so scheint mir, wird die christliche Religion in unserer Gesellschaft als ein überholtes Modell gesehen. Man schaut kritisch, welche von den religiösen Gewohnheiten man noch akzeptieren könnte, um dann gelassen den Rest als Relikt der Vergangenheit abzulehnen, gemäß der Formel: Das waren Haltungen in einer unaufgeklärten Zeit.

Doch was machen in einer solchen Lage so altmodische Wörter wie Gnade, Barmherzigkeit und Heiligung? Ist das auch nur eine Sprache der Vergangenheit?

In diesen Worten werden alte religiöse Haltungen beschrieben. Es mag für uns im alltäglichen Sprachgebrauch eine freundliche Geste sein, „Ach, da warst du aber gnädig“. Im Ursprung aber verbirgt sich im Wort Gnade die existentielle Frage eines Lebens mit Gott. Gott ist gnädig und

seine Gnade vergibt er frei. Gnade ist eine Gabe, ein voraussetzungsloses Geschenk. Und es geht um seine besondere Zuwendung und Nähe zu den Menschen.

Deshalb heißt es so stark: Ein Christ lebt aus der Gnade Gottes. Dieser Satz von der Gnade ist – so altertümlich er auch klingen mag – einer der aktuell tröstlichsten und kritischsten Sätze der Bibel. (F. Steffensky). Tröstlich ist er, weil er vom Zwang befreit, aus sich selbst heraus zu leben. Mein Leben hat einen Ursprung und einen Zuspruch, der eben nicht von mir kommt. Kritisch ist dieser Satz von der Gnade für uns, weil die Gnade es eben auch unmöglich macht, sich selbst zu wichtig zu nehmen. In diesem Satz verbirgt sich eine Mahnung zur Demut.

Man kann solche zentralen theologischen Gedanken Spielerei nennen, theologische Spielräume ohne Bedeutung für das Leben einer Gesellschaft. Aber es kann sein, dass ohne diese Worte und ihre alten Ideen etwas Schaden nimmt, was wir brauchen für unser Leben in der Gemeinschaft. Die Erfahrung der Gnade zeigt, dass man zentrale Lebensgüter sich nicht selbst geben und seine Schuld sich nicht selbst nehmen kann. Man bleibt angewiesen auf den ‚gnädigen‘ Anderen. Die Gnade ist unerlässlich für eine Gesellschaft, die sich nicht nur auf sich selbst verlässt, oder ausschließlich auf ihre stärksten Glieder. Die dauernde Transpiration des „Glaub-an Dich-selbst“ in Ratgebern und von Coachingexperten ist nichts anderes als der Angstschweiß einer Gesellschaft, die ihren Zusammenhalt Preis gibt.

Bei meinen Besuchen in Niedersachsen habe ich in zahlreichen Gesprächen ein wunderbares gnädiges Zeichen aus der Vergangenheit erlebt. Das waren die Erzählungen über die Aufnahme von Millionen Menschen, die Vertriebene waren und die in Niedersachsen eine neue Heimat fanden. Nur ein Recht auf Heimat schafft keine Beheimatung. Erst die Aufnahme im Herzen von Menschen lässt ein „Zuhause“ entstehen. Das haben Hunderttausende in diesem Land vor über 60 Jahren erlebt. Diese Erfahrung ist eine wichtige Erinnerung für die *aktuelle* Gastfreundschaft in unserem Land.

Und ein zweites, was mir auffiel, als ich in diesem Land zwischen Sulingen und Soltau, zwischen Ahlfeld und Aurich reiste: Diese Gesellschaft hat -Gott-sei-Dank- die Gnade, sich Auszeiten zu gönnen: sie achtet den arbeitsfreien Sonntag. Was unser Grundgesetz „seelische Erhebung“ nennt ist nichts anderes als eine Gnade, die der Mensch - ursprünglich religiös begründet - sich

selbst gewährt. Die werktägliche Geschäftigkeit an Sonn- und Feiertagen hat zu ruhen. Eine solche Gnade schützt uns vor der Verzweckung im Täglichen.

Diese Zeichen sind mir wichtig, weil wir von Gnadenlosigkeit bedroht sind. Ordnungen der Vergangenheit fallen. Schamlos wird alles öffentlich, was einst durch den Schutz der Privatheit persönlich blieb. Die Trennung zwischen Privat und Öffentlich ist zerfallen, die Trennung zwischen einer Person und ihren Werken wird ignoriert. Wir versuchen manchmal mit Gesetzen und Recht, die sich wandelnden und verlorenen Sitten und Gewohnheiten auszugleichen. Aber reicht das? Recht bindet eine Gesellschaft nicht zusammen, sondern reguliert nur das notwendig Gemeinsame. Aber eine nur regulierte Gesellschaft schafft noch kein Gespür für das Miteinander, sie inspiriert nicht Versöhnung, sie kriert keine Hoffnung. Gnade dagegen ist keine Regulierung, keine neue Ordnung. Ihr Eingriff in die Rechtsordnung ist gerade nicht-rechtlich (BVerfGE 25, 352 – Gnadengesuch). Die Gnade weiß von keinem Zwang, nicht einmal von dem Zwang der Gerechtigkeit. Sie ist ein tiefer, individueller Zugang zu der Not, zur Klage, zur Schuld des Anderen.

In der Gnade werden wir bekleidet durch Gott. Das klingt poetisch und ist doch ganz praktisch gemeint. Denn es fehlten Adam und Eva im Paradies nicht Kleider aus Stoff, sondern sie schämten sich ihrer Nacktheit, weil sie Gnade Gottes verloren hatten. Ich fürchte mich manchmal – und ich sage das mit einem ganz kritischen Ton über die Arbeit mancher Medien und ihrer Gnadenlosigkeit – vor einer nackten, einer vollständig entblößten Gesellschaft, die das Gespür für die Gnade Gottes verloren hat.

Die Gnade hat einen Preis, sie ist nicht billig zu haben. Denn sie gibt die eigene Unzulänglichkeit ins Spiel, sie weiß um die eigene Schwäche. Aber gerade deshalb ist sie hilfreich. Hilfreich beispielhaft in Konflikten. Als ich in Gorleben war und mit Beteiligten gesprochen hatte, war ich überrascht über die vergiftete gesellschaftliche Atmosphäre. Gerade in der Einsicht, dass wir Mitwisser der x-ten Generation sind, auf beiden Seiten, und unsere Sicherheiten endlich sind - aus Sicht des Bundesamtes für Strahlenschutz wie aus Sicht der Widerstandsgruppen - braucht es auch eine Gnade im Umgang miteinander. Erst daraus kann vielleicht einmal Versöhnung entstehen.

Wenn viele Menschen in der Einsicht ihrer Schwäche, in der Einsicht ihrer gnädigen Existenz – so wie die Magier - auf die Suche nach Zukunftsternen machen, dann bleibt es spannend. Denn dann suchen wir, vor aller Sitte und dem praktizierten Recht nach den Gründen für das Gemeinsame. Und werden feststellen – immer wieder überraschend – wie dieses Gemeinsame außerhalb unserer menschlichen Leistungskraft liegt.

Wir brauchen solche „heiligen Tabus“, die in solch alten Worten wie der Gnade aufgehoben sind. Und glücklicherweise haben wir sie auch noch. „Alle Menschen sind frei und an Würde und Rechten gleich geboren“, verkündet der Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Jeder weiß, der Mensch wird mit Würde nicht wie mit Gliedmaßen geboren. Die „Würde“ wird zuerkannt. Aber durch wen? Säkularisierte Antwort: Durch die Gesellschaft. Die Religion sagt: Durch Gott. Gleichzeitig empfindet man die Gründung der Menschenwürde in einem gesellschaftlichen Konsens als ziemlich schwach. Wer fixiert sie, wer beschreibt sie? Gründet diese „Würde“ auf dem Treibsand von Übereinkünften und wechselnden Mehrheiten? (R. Safranski, Glaubenssachen, NDR 4.11.2001) Deshalb kommt es zu dem Versuch, die Würde in einer demokratischen Entscheidung zu verankern, sie aber zugleich als *unantastbar* unabhängig zu machen von dieser Entscheidung. Das Grundgesetz der Bundesrepublik bietet ein Beispiel dieser Paradoxie. Keine Mehrheit darf je die aus der „Würde“ des Menschen abgeleiteten Grundrechte antasten. Das aber ist nichts anderes als der Versuch, in einer säkularen Welt ein „heiliges Tabu“ zu errichten.

Dieses „heilige Tabu“ wird besonders durch Menschen lebendig bleiben, wenn sie religiös Suchende sind. Sie müssen die Räume beleben, in denen die alten religiösen Worte noch eine Heimat haben und sie müssen die Formen pflegen, durch die solche Worte mit ihren Ideen gegenwärtig bleiben, sei es im Religionsunterricht, in der Härtefallkommission, in prophetischen Predigten, in diakonischem Handeln. Der säkularisierte Staat ist zunehmend auf die gelebte Kultur angewiesen, um eine relative Gemeinsamkeit zu vermitteln. Erst daraus wird ein Ethos entstehen, das die staatliche Ordnung trägt. Ich sage klar: Ohne eine deutliche Berücksichtigung der religiösen Fäden dieser Kultur wird es auch in Zukunft nicht gehen. (vgl. E-W. Böckenförde, Der säkularisierte Staat, Sein Charakter, seine Rechtfertigung und seine Probleme im 21. Jahrhundert, München 2007)



An solchen Grundlegungen sehen wir, wie sehr wir aufeinander angewiesen. Magier und Grammateis, alle die verantwortlich nach Zeichen für eine gute Zukunft suchen. Das Klein-Klein sowohl konfessioneller wie auch parteipolitischer Auseinandersetzungen scheint mir wenig hilfreich.

Ich wünsche mir, dass wir gemeinsam, in Verantwortung vor den Menschen dieses Landes und im Wissen, dass wir von Gott gnädig angesehen sind, gute Zeichen der Zukunft suchen.